

Illustrirtes Unterhaltungsblatt

Sonntags-Beilage zur Ostdeutschen Presse
und deren Sonder-Ausgaben.
Verlag der Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Grunwald in Bromberg.

— ❖ — Pfingstabend. — ❖ —

In weichen Wellen wogt die grüne Saat,
Leis' rauscht der Abendwind im jungen Laube,
Ihr Nest im Holze sucht die wilde Taube,
Und einsam wird's und still auf meinem Pfad.

Die Wolken loh'n in rosenfarb'ner Glut,
Und durch die Luft kommt Blütenduft
geschwommen.
Als müßt' ein unerwartet Wunder kommen,
So fromm und feierlich ist mir zu Mut.

Von fernher klingen Glocken wie im Traum,
Und jacht die Ebne, kaum gehört, verwehen;
Des Frühlings holde Watenwunder sehen
Läßt jeder Blütenstrauch und jeder Baum.

Die Sonne sinkt! — Der Himmel flammt und gleißt!
Die letzten Glockentöne sind verklungen. —
Wie Christi Jünger einst mit Feuerzungen,
So predigt hier Natur den heil'gen Geist . . .

Dilma Krebs.

— ❖ — Glück. — ❖ —

Roman von Eva Gräfin von Baudissin.

[Nachdruck verboten.]

[Fortsetzung.]

Die wenigen Stunden, die sie Sonntags mit einander verbrachten, an den übrigen Tagen zuweilen bei gemeinsamen Bekannten verlebten, waren vollständig mit den Bestimmungen und Besprechungen über das Gut, das sie nun endlich erworben, über die Aussteuer und Einrichtung ausgefüllt. Wanda hatte eigensinnig auf ihrem Willen bestanden und sich mit dem angenehmen Gefühl zufrieden gegeben, daß er zuletzt doch „Ja“ zu allem sagen mußte. Dann wurde sie um einige Grade freundlicher und nach kleinen Streitigkeiten trennten sie sich immer versöhnt, was allerdings mehr Heinz Verdienst war, als das ihre. Sie ahnte nicht, daß er schon ein paar Mal dem Vater gedroht hatte: „Ich werfe Ihnen bald alles vor die Füße — ich halte diese Weibergeschichten nicht aus, immer soll ich mich demütigen und beugen, und schlecht behandeln lassen muß ich mich trotzdem!“

Der alte Fuchs hatte gleichmütig die Achseln gezuckt: „Thu, was Du willst, mein Junge. Eine Andere aus diesen Kreisen bekommst Du nicht, besonders nicht, wenn man Dir Rücksichtslosigkeit vorwerfen kann! Wer tapfer in die Brennesseln greift, der kann sie ausreißen, ohne daß es ihn schmerzt. Sei nachher nur nicht zu rücksichtsvoll, sondern lehre sie Droses! Bist ja mein Sohn!“

Diese ermutigenden Worte verfehlten ihre Wirkung zwar nicht ganz, aber sehr sicher fühlte sich der



Der Pfingstbesuch kommt. Von Hans Pöck.

fromme Heinz trotzdem nicht. Und was ihn ernstlich beunruhigte, das war eine große Empfindlichkeit Wandas Nichtachtung gegenüber; nach jedem Disput blieb ein leises Wehgefühl im Herzen nach, das ihn eher zur Versöhnung trieb, als es die Vernunft geboten hätte. Wanda gefiel ihm immer mehr, je schöner sie sich entwickelte und je kühler sie sich ihm zeigte: er war auf dem besten Wege, sich rettungslos in seine Braut zu verlieben! Das fehlte grade noch, mit dieser Möglichkeit hatte er niemals gerechnet, er hütete sich wohl, sie seinem Vater zu verraten. Der alte Herr hätte den letzten Rest von Achtung vor ihm verloren. Aber Heinz dachte auch an die Zukunft, oft und lange; und er hatte die stille Hoffnung, daß alles anders kommen könnte, als sein Vater erwartete und Frau von Einhaus fürchtete — er täuschte sich nicht im geringsten über die wenig freundlichen Gesinnungen seiner Schwiegermutter — alles konnte anders werden, schön und friedlich und sie beide beglückend: wenn nur Wanda wollte!

Heute war er nach Einhaus hinübergeritten, er wußte nichts von Wandas Ausfahrt. Frau von Einhaus war in ihre hartnäckige Nachmittags-Schläfrigkeit versunken und bot ihm wenig Unterhaltung. Da schlenderte er denn langsam über den Hof, hinaus in die Promenaden-Allee und ging immer weiter, die Sandstraße entlang. Allmählich wurde

sein Schritt schneller, die Freude auf das Wiedersehen immer größer und als die kleinen Ponys am Schlagbaum um die Ecke bogen, machten sie einen Seitensprung vor der langen Gestalt, die sich ihnen fast entgegenwarf. „Heinz,“ rief Wanda verwundert und „Wanda“ erwiderte er nur.

Sie sah ihn prüfend an, er schämte sich seines Dauerlaufens und bat sie schließlich auf englisch, den kleinen Groom absteigen zu lassen.

„Geh zu Fuß nach Hause, John,“ befahl Wanda dem anglisierten Einhäuer Bauernkind, „der gnädige Herr wird mich begleiten.“

John sah sich ganz verdukt nach den Beiden um, die ihm den Vorrang ließen und ganz langsam hinterherzogen: um wie eine Schnecke zu kriechen, braucht man sich doch nicht erst zwei Ponys vorzuspinnen!

Als die Glocke zum Abendbrot rief und Frau von Einhaus noch schnell den Tisch musterte, ob auch nichts für den verwöhnten Schwiegersohn fehle, kamen Heinz und Wanda mit sehr glücklichen Gesichtern und etwas geröteten Augenlidern herein. Wanda umschlang die Mutter, küßte sie und bat in dem alten, weichen Kinder-ton, der ihr von vornherein die Gewähr jedes Wunsches brachte: „Wir wollen bald heiraten, Du erlaubst es, nicht wahr? Im nächsten Monat? Bitte, bitte, sag Ja!“

Frau von Einhaus nickte stumm, übervollen Herzens, und Wanda fuhr fort, indem sie Heinz die Hand reichte: „Du weißt ja nicht, wie wir uns auf unsere Wirtschaft freuen, Mutter! Wir wollen alles, alles gemeinsam thun, wie Du einst mit Vater.“

Nun, wenn Wanda glücklich wurde, das war die Hauptsache. Was blieb Frau von Einhaus anders übrig, als sich zu freuen? —

In der Trostlosigkeit, die sich Ulrikes bemächtigt hatte, wurde das Heimweh in ihr rege. Doch bitter sagte sie sich, daß auch dieses Gefühl keinen Boden mehr habe, daß es nur eine Illusion sei — denn was war ihr von der Heimat geblieben? Wenn auch Zorn und Haß längst verraucht und einer unendlichen Traurigkeit gewichen waren, so zwang sie doch bald die Erinnerungen fort. Das Bild der jungen, lebenslustigen, fühlen Frau an jenem Platz, den einst ihr Liebster auf Erden einnahm, that ihr weh. Von der alten Heimat war nichts geblieben, alles war verlöscht — nur die kurzen, fast geschäftsmäßig klingenden Briefe des alten Doktor mahnten sie an das Einst. Sie besann sich jetzt, daß sie seit Wochen dem einzigen Freunde eine Antwort schulde, sie entschuldigte sich damit, daß sie auf Nachrichten von Ernst gewartet hätte, dem der Doktor das selbe Interesse bewahrte. Aber der Bruder schwieg schon lange. Er hatte ihr nur mitgeteilt, daß sein Prinzipal das Geschäft habe auflösen müssen und daß er vorläufig stellenlos sei. Aber einen neuen, wenn auch noch so bescheidenen Platz erhalten, das konnte ja nicht schwer sein, Ulrike hatte diesen Versicherungen geglaubt — in der Maienzeit des Lebens ist man in allen Dingen vertrauensselig.

Nun fiel ihr mit doppelter Schwere ihre Leichtgläubigkeit aufs Herz: am Ende hungerte und darbt Ernst und sie machte keinen Versuch ihm zu helfen! Mit dem Brief an den Doktor trug sie eine kleine Summe Geldes auf die Post, den Rest ihres Gehaltes: sie warf sich vor, daß sie zuviel für die Sommertoilette ausgegeben habe — jetzt mochte sie die Kleider nicht sehen, die sie in Einhaus getragen! Sie rechnete die Tage aus, die zu einer Antwort von Ernst absolut nötig waren, sie meinte eine Treulosigkeit an ihm begangen zu haben, da sie die Teilnahme an ihm unwillkürlich in den Hintergrund geschoben hatte und Tag und Nacht klagte sie sich nun an ihn mit all ihren Gedanken.

Der Doktor schrieb schon nach kurzer Zeit; wie sehr ihre Zeilen ihn gerührt, sein Herz mitummer und Mitleid erfüllt hatten, davon verriet ihm seine lakonischen Sätze nichts. Mit dem Hellscheitblick des Liebenden erkannte er, daß eine schwere Enttäuschung ihr die Hand geführt und sie, die stolze, so gebeugt habe, um ihn deutlich fühlen zu lassen, wie sehr ihr Mut und ihre Lebensfreudigkeit gesunken waren. Was sollte er ihr sagen? Ihr noch einmal die Hand bieten, das hieße wieder, ihre Noilage benutzen, vielleicht würde sie jetzt, nach der ersten schmerzreichen Erfahrung sich gern an seine Brust flüchten und später doch bereuen — nein! Zimmer wurde er zwischen Liebe und Kavalierspflcht gestellt und durfte doch nicht schwanken.

Ulrike mußte ihn schon kennen, um unter diesen kühlen, zurückhaltenden Worten doch sein wärmeres Empfinden zu entdecken und der Schluß seines Briefes sollte für sie mehr bedeuten, als eine beiläufig mitgeteilte Neuigkeit, das fühlte sie: „Ihr Vater ist recht verändert, wie ich fürchte, heimlich leidend, bisher hat er mir sein Vertrauen noch nicht geschenkt. Er weicht mir aus. Trotzdem bin ich fast täglich, ungern gesehener Gast in Bürgermeisters Haus: die junge Frau liegt seit der Geburt des Kindes; auf meinen Wunsch sind berühmte Spezialärzte konsultiert: leider meiner Ansicht. Die Unruhe ist groß, dazu das kleine Kind, dem viel zu viel Rücksicht gegönnt wird, denn es ist ferngejunnd. Aber alle schleichen auf den Beinen umher, nur ich unterbreche die Kinderstubeheiligkeit mit energischen Schritten. Wer hat Zeit und Lust, sich auch noch um den Hausherrn zu kümmern?“ —

Ulrike stieg das Blut siedendheiß in die Wangen: daß ihren Vater solch ein herbes Los treffen mußte, nein, das hätte sie nicht gewünscht! Und er selbst elend, heimlich leidend. — Niemand, der ihn pflegte, für ihn sorgte! Sie meinte alles vor sich zu sehen: die verwöhnte, junge Mutter, deren Krankheit und ungeheure Reizbarkeit durch übertriebene Sorge um das Kind noch erhöht wurde, die Tante, die Dienboten, die rücksichtslos alles den beiden Hauptpersonen unterordneten — bei einsamen, freudlosen Mahlzeiten ihren Vater, alt und müde geworden, als überflüssig überall bei Seite geschoben. Konnte die Freude an dem kleinen Sohn, das Staunen und der Stolz über die Entwicklung des Kindes ihm wirklich über die ganze Unbehaglichkeit der Häuslichkeit hinweg helfen? Und er mußte sich sagen, daß der Knabe vielleicht ohne Mutter aufwachsen, daß er gegen sein zartes Leben das der geliebten Frau eingetauscht hatte. Wie schwer rächte sich an ihm diese späte Liebe, wie eine Strafe zog es sich über ihn zusammen. Wie gern hätte sie ihm geholfen, ihn getröstet, wie fortgewischt waren all die bösen, tadelnden Gedanken, die Erinnerung an die Trennung mit haßerfülltem Herzen. Sollte sie ihm schreiben? Er würde ihre Handschrift erkennen und den Brief nicht annehmen: mit letzter Kraft würde er seine Unerbittlichkeit aufrechterhalten. Und die Beschämung vor einer Zurückweisung, die vielleicht Elie noch unterstützte, fesselte ihr die Hand — sie wollte nicht aufspringlich sein! Und hinter diesem falschen Stolz verschlangte sie sich, sobald ihr Blick auf des Doktors schlichten Bericht fiel, sie verstand nur zu genau, was er wollte. Und wie könnte sie fortgehen, auch hier war sie vorläufig nicht zu entbehren. Der Professor hatte seinen Urlaub noch verlängern lassen, er bedurfte der Erholung für sich selbst. Und außerdem — wie schön war es da unten, in dem stillen, kleinen Schweizerdorf! Recht um Körper und Seele auszuruhen, bescheidene, kleine Freuden zu genießen und sie mit Frau und Kind zu teilen. Wie noch einmal geschenkt war ihm Frau Katharina, wie neu gegeben der Sohn, dessen Herz in Furchtlichkeiten für den Vater überfloß, die er ihm so lange hatte fürchtam verbergen müssen, und dessen Augen wie verflärt an den beiden verwöhnten Eltern hingen. Es war ein wundervoller Festtag, das stille Leben auf den sonnigen Bergen, ein Festtag, wie er nur einmal dem Menschen gegönnt werden kann — weshalb ihn kürzen und eher als notwendig in die trennende Alltäglichkeit zurückkehren?

Von Einhaus waren die Einladungen zu Wandas Hochzeit eingetroffen, mit lautem Entzücken von Lucie begrüßt: endlich ein Freudenquell nach so langem, geduldigen Schwachten, endlich ihn wiedersehen, an seiner Seite sitzen dürfen, denn natürlich, Wanda konnte nicht anders, Wanda würde dafür sorgen, daß sie seine Dame wurde während der Festtage.

„Weshalb willst Du nicht mitfahren?“ fragte sie und sah Ulrike misstrauisch an, „bist Du neidisch auf mich?“

„Nicht im geringsten,“ war Ulrikes Antwort, „kleinlich bin ich niemals gewesen. Aber ich habe allerlei traurige Nachrichten empfangen, auch um meinen Bruder sorge ich mich, wie sollte ich da Lust zum Feiern haben?“

Lucie senkte nachdenklich den Kopf, erhob ihn nach einer Weile jedoch siegesgewiß und sagte: „Wenn Du mich nur ein Atom liebst, Ulrike, so verdirb mir nicht diese Freude! Daß ich allein nicht nach Einhaus darf, ist sicher. Unter Deinem Schutz wird es mir erlaubt, ach! gönne es mir doch! Ich schwöre Dir: Niemand soll mir anmerken, was in mir vorgeht, ich will mich so beherrschen, mich weder durch Wort noch durch Blick verraten — ich flehe Dich an, sei barmherzig!“

Was galten ihr in ihrem verliebten Egoismus anderer Sorgen, ihre Leidenschaft ließ sich nicht zügeln und Ulrike mußte ihr nachgeben, wollte sie nicht, daß Lucie irgend einen Streich ausführe.

Die kleine Eigenerin studierte alle Modejournale, um sich das Allerneueste und — eleganteste auszuwählen. Niemals war sie eitel gewesen, jetzt fand sie Nachts keinen Schlaf über die großen Fragen: welche Farbe, welcher Besatz, welcher Schnitt?

Wieder hatte Ulrike einen Kampf um das Korsett zu bestehen und nur die Versicherung, daß niemand ahnen könne, daß diese geschmeidige Taille wirklich nur Natur sei, beruhigte sie.

Auf dem Gute war eine solche Hast und Unruhe, um all die Gäste zu beherbergen, die zahlreichen Mahlzeiten herzurichten und für den großen Tag Vorbereitungen zu treffen, daß Lucie sich mit ihren persönlichen Wünschen gar nicht herauswagte, sondern sich schein in Ulrikes Nähe hielt. Von Konrad hatte sie eine feierliche Verbeugung bei der Begrüßung empfangen und ihre kleine Hand, die sich ihm schon entgegenstreckte, zog sich bebend zurück. Weshalb er jetzt nur so förmlich war, er konnte sich doch denken, daß sie Ulrike eingeweiht habe! Diese hatte für den Inspektor nur einen stummen Gruß gehabt, sie schien es nicht zu bemerken, daß seine Augen suchend und bittend an den ihren hafteten, noch daß er sich eifrig bemühte, in ihre Nähe zu gelangen! Dennoch hatte sie gesehen, welche Veränderung mit ihm vorgegangen war, wieviel schöner sein Gesicht, wieviel ernster und männlicher der Ausdruck desselben geworden war. Er sorgte wie immer für alles, Frau von Einhaus

bürdete ihm im sichern Vertrauen alle Mühen und Unbequemlichkeiten auf, die jedem Fest nun einmal anhaften und ruhig und praktisch regelte er alles. Aber sein Lachen war verstummt, der Uebermut, der sonst in seinen Augen blitzte, war verschwunden und die kleine Baronesse Julia Rowe gestand sich seufzend, daß er gar keine Neckerei für sie übrig habe, ja, sie kaum zu sehen schien. Und dennoch hatte er gebeten, ihr als Herr zugeteilt zu werden!

Lucie sank fast ohnmächtig bei Ulrike in einen Stuhl, als die ahnungslose, zufriedene Julia ihr von diesem Glück erzählte, mit einer geheimnisvollen Miene, die hinter diesem Arrangement Wichtigeres vermuten ließ.

„Das lasse ich mir nicht gefallen,“ schluchzte Lucie, „wie lange soll ich denn warten und geduldig sein? Ich werde krank und bleibe im Bett.“

„Sei doch verständig,“ bat Ulrike, „Szenen machen hilft gar nichts! Zeige ihm lieber, daß Du ihn sehr diskret findest und ganz einverstanden bist. Es wird sich doch eine Gelegenheit ergeben, wo Du Herrn von Tondern sprechen kannst.“

„Die werde ich schon herbeiführen,“ drohte Lucie kühn, „dann sage ich ihm alles, alles! Und daß ich dieses Versieckenspielen keinen Tag länger haben will!“ Sie wusch sich die Thränen Spuren fort und ging stolz wie eine zweite Medea zum Frühstück hinunter; aber Ulrike fühlte dennoch, daß es ein unechter Mut war und daß sie sich mit Händen und Füßen gegen die Wahrheit sträubte.

Am Abend wurden einige kleine Scherze aufgeführt. Um einen rechten Polterabend zu inszenieren hatte der Vergnügungskommissar gefehlt; dieses Amt hatte der Inspektor energisch abgelehnt.

Baronesse Anny überbrachte mit ein paar gefühlvollen Versen, die einige Flüße zuviel hatten und die Deklamatorin trotzdem mehrmals stolpern ließen, den Myrietenkranz und die Brüder stellten einige Szenen aus Wandas Jugend dar: wie sie auf der Erde in dem ausgezogenen Kommodenschiebladen saß, um die sehnlichst erwünschte Ordnung herzustellen wie sie den Soldaten spielenden Brüdern in ihrer Puppenküche den berühmten Pudding bereitete, für den sie die Mandeln in vereinfachter Theorie fein zerkaute und sorgfältig wieder auspie und wie sie Frau von Einhaus stolz, die eingemachten Wallnüsse, bis auf den Grund vertilgte, als sie wegen großer Dintenflecken in der Schürze eingesperrt worden war. Heinz amüsierte sich sehr über diese kleinen Erinnerungen aus Wandas Jugend, von der ihm wenig bekannt war und der alte Herr von Lodewitz, ganz in wehmüttsvolle Stimmung getaucht, rieb sich die Augen über diese entzückenden Momentphotographien aus dem reinen Leben seiner lieblichen Schwiegertochter.

Baron Rowe gestand leise dem Fräulein von der Höhe ein, daß Heinz sich besser zum Ehemann zu eignen scheinete, als er je zu hoffen gewagt und da seine Zuhörerin zu dieser versöhnlichen Stimmung doch auch beitragen wollte, so appellierte sie an ihr wandelndes Auskunfts-bureau, um es

bestätigen zu lassen, daß die Lodewitz früher ganz comme il faut gewesen seien und wenig Mesallianzen zu verzeichnen hätten — „nur der Vater, lieber Baron, der Vater, das ist eine furchtbare Zugabe! Und die Verhältnisse auf Winzen —!“

Nur gut, daß die kleine Wanda nicht in der Nähe bleibt, für eine junge Frau sind diese — diese Verhältnisse schrecklich!“ Und sie schüttelte bedauernd den kleinen Kopf mit dem vornehmsten Abzeichen, der häßlichen aber allgemein als unverfälscht anerkannten „Höhennase.“

Der alte Herr von Lodewitz wußte nicht, was die Beiden da zusammen tuschelten; an anderen Tagen hätte er sich sofort in das feindliche Lager begeben, um die Spötter durch sein plötzliches Erscheinen zu entwaffnen und sich an ihrer Verlegenheit zu weiden.

Heute hatte er eine kleine Erfahrung zu verschmerzen, die ihn hinderte, noch mehr Unangenehmes anzustößern. Heiße, verzweigungsvolle Thränen waren auf Winzen geflossen, als der Wagen vorfuhr und die

kleine Hilda wirklich nicht mitgenommen wurde „zu der Hochzeit ihres Heinz!“ Erst hatte der alte Herr getobt und geschrien, daß dies alles von seiner Gümmigkeit herkäme: wäre das Mädchen gehalten und erzogen, wie es sich gepaßt hätte, so käme sie jetzt nicht auf solche thörichtesten Einfälle!

„Vater,“ hatte Heinz gemahnt und die Kleine getröstet, die nun weinte, als solle ihr das Herz brechen. Und als der Wagen zum Thor hinausrollte, da wandte er sich und nickte dem kleinen, bleichen Gesicht einen letzten Gruß zu — sie sah ihm wie versteinert nach!

Das war kein schöner Abschied von Winzen — die Herren übernachteten auf Einhaus im Verwalterhause, um morgen rechtzeitig zur Stadt aufs Standesamt fahren zu können — und zwischen den Beiden wurde unterwegs kaum ein Wort gewechselt. Heinz vergaß neben Wanda des traurigen Kindes, das heute zum ersten Male die Unerbittlichkeit der gesellschaftlichen Satzungen begriff, aber der Alte konnte sich nicht losmachen von den flehenden, in Thränen schwimmenden Augen und überall tauchten sie vor ihm auf.

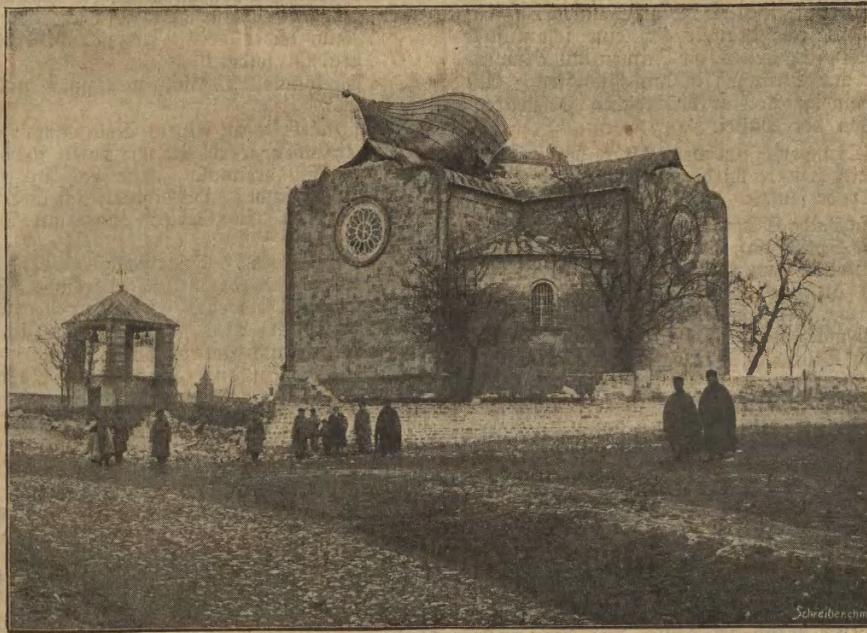
„Ich will ihr ordentlich von allem mitbringen,“ versuchte er sich zu beruhigen und er packte Süßigkeiten ein, als wolle er seinen Dorffindern zu Weihnachten bescheren.

Aber Bonbons täuschen nicht lange über bittere Wahrheiten hinweg.

Ulrike half hinter den Coulissen den Agierenden und entzog sich so viel wie möglich Konrads Blicken. Als dann später noch Bauernmädchen mit frontmen Wünschen unter verlegenen Ansprachen und ländlichen Geschenken in Weidenkörben eintraten, ging sie über die Terrasse hinaus, in die wundervolle klare Oktoberluft hinein. Der Garten war nicht übermäßig gepflegt, Frau von Einhaus hatte mehr Interesse für Gemüse = Beete als für

Blumen, aber in dem verklärten Mondschein hoben sich die Gebüsche so geheimnisvoll und stolz von den glänzenden Rafenfläschen ab und der frische Rieß auf den Wegen blinkte wie Silber.

[Fortsetzung folgt.]



Die Erdbebenkatastrophe im östlichen Kaukasus. a) Russische Kirche in Schemacha.



b) Größte Badeanstalt in Schemacha.

Als alle Knospen sprangen.

Pfingst-Novellette von A. Schoebel.

[Nachdruck verboten.]

„Ach! So eine Frühlingshochzeit muß doch etwas Entzückendes sein!“ Trude Mertens drückte ihr Näschen platt an die Fensterscheibe, durch welche sie hinunterpähte auf den Kirchplatz, der in blendendem Sonnenglanz dalag. Um das Portal der Sebalduskirche drängte sich eine schaulustige Menge, festlich gepußt zu Ehren des Pfingstfestes, die Frauen mit Blumenhüten auf dem Kopf, die Männer mit Sträußen in dem Knopfloch. Alle wollten sie die Braut sehen, die einzige Tochter des reichen Pelzwarenhändlers Spangenberg, drüben von der Wastei.

„Sicherlich wird die große Orangerie um den Altar herumstehen, und alles mit Rosen geschmückt sein. Lotte wird ganz in Duft getaucht sein, so häßlich wie die ist —“ Trude seufzte.

„Kindslopp“, murmelte eine schwache Stimme aus einem tiefen Lehnstuhl hervor. Trudes halbgelähmte Mutter saß darin. Seit Jahren hörte sie die Berichte von all den Hochzeitszügen, die unter dem Portal der Sebalduskirche verschwanden, von all den Bräuten, die gleich Niesknospen, weiß und glänzend wie große Lilien dem Altar zuschwankten, der Zukunft, dem Glück entgegen. Niemals würde sie ihre Tochter dort erblicken, ihr einziges Kind, daß seine Blütenjahre in einer dumpfen Schulstube verbringen mußte!

„Nur reiche Mädchen heiraten,“ murmelte sie voller Bitternis. „Warum zerreißt Du Dir immer wieder das Herz, Trude, indem Du hinabschaust auf den Kirchplatz! Zieh die Vorhänge zusammen und lies mir weiter vor!“

Trude wendete den Kopf über die Schulter. „Ich mir das Herz zerreißen, Mama? Weshalb denn?“

„Weil Du keine Aussicht hast, je eine Frühlingshochzeit zu feiern.“

Trudes Näschen lag wieder fest an der Glasscheibe. „Auch keine Sommer-, Herbst- oder Winterhochzeit, liebste Mutter.“

Die kranke Frau seufzte. „Und wenn ich denke, daß das einzig daher kommt, weil wir arm sind und Du Dir Dein Brot selber verdienen mußt —“

Trude glitt plötzlich von dem Stuhl herab, auf dem sie bis dahin gekniet hatte. „Und wenn ich über eine Million verfügte, und alle Geschäften der Welt besuchen könnte, — ich würde doch nicht heiraten.“ Das helle Gesicht war plötzlich finster geworden. „Ich will keinen Mann, ich hasse die Männer.“

„Du kennst sie ja gar nicht, mein Liebling.“

„Ich kenne sie nicht? Rechnest Du meine Kollegen nicht? Diese trockenen steifkleinen Bedanten? Und dann meinen lieben Vetter Felix? Felix, den Glücklichen, an dem die Provinzen hängen, — d. h. ihr weiblicher Teil? Die genaue Bekanntschaft mit ihm hat genügt, mir einen Abscheu vor allen seinen Geschlechtsgenossen einzufloßen —“

„Ja, es war wirklich ein Unglück, daß Ihr Euch so schlecht vertrugt, von Kindheit an. Schon als meine arme Schwester zu mir zog, damals vor 18 Jahren, hast Du Felix gleich ins Bein gebissen —“

„Wie ein Storch,“ pläzte Trude heraus.

„Du krochst als zweijähriges Wichtlein auf der Erde herum, spieltest „Baubau“. Da kam Dir der kleine dralle Bengel mit seinen nackten Beinchen gerade zu paß.“

„Na, und die Hahnenkämpfe später! Und die Turniere!“ Trude reckte ihre festen kleinen Hände. „Aber ich bin doch beinahe immer Siegerin geblieben.“

„Weil Felix nachgab. Er hat die ganze Ritterlichkeit und Gutmütigkeit seines Vaters geerbt.“

„Und die ganze Keckheit der Bredows dazu.“ Eine brennende Röte schlug plötzlich über Lottes Gesicht hin. Sie hatte einen Blick durchs Fenster geworfen. „Jetzt kommt übrigens die Braut,“ bemerkte sie hastig.

Sonderbarerweise hastete ihr Auge nicht an dem rieselnden Atlas- und Tüllbogen des Brautkleides, sondern es ruhte äußerst eindringlich auf einer schlanken, männlichen Gestalt, die anscheinend zufällig über den Kirchplatz geschritten war und sich nun durch das Schauspiel vor der Kirchthür für eine Weile aufhalten ließ.

„Wie sieht Lotte Spangenberg aus?“ forschte die Mutter von ihrer Ecke herüber.

„Recht wie immer,“ flog es von Trudes Lippen.

„Recht — Lotte Spangenberg?“

Trude zog die Schultern hoch, als wollte sie sich vertriehen. „Na ja — so als Braut —“ Weißt Du, sie hat ein sehr herablassendes Wesen angenommen, seit sie verlobt ist.“

„Merkwürdig! Sie machte stets einen so nichtsagenden Eindruck auf mich!“

Trude blickte noch immer auf den Kirchplatz hinunter, obgleich es eigentlich dort nichts mehr zu sehen gab. Der Schwarm der Neugierigen fing an, sich zu verlaufen.

Ein Zug von Troß trat in das Mädchengesicht.

Da klopfte es an die Thür des Wittensübchens. Ein junger Mann trat herein, derselbe junge Mann, der vorhin so angelegentlich nach der Braut hingespäht hatte. Vetter Felix, der Hausgenosse von Mutter und Tochter.

Er begrüßte die Tante und trat dann zu Trude, die gar keine Notiz von seinem Eintritt genommen hatte. Zur Strafe für ihre Unhöflichkeit und die Nichtachtung seiner Person faßte er sie rasch um und gab ihr unversehens einen Kuß.

Da fuhr sie wie ein fauchendes Käzchen auf ihn zu. „Unverschämter Mensch, was denkst Du Dir eigentlich? Was erlaubst Du Dir?“ Sie meinte beinahe. „Weißt Du, daß es bei den alten Römern mit dem Tode bestraft wurde, wenn jemand einer unbescholtenen Frau einen Kuß zu rauben wagte?“

„Gewiß teures, hochgebildetes Rufschen, das weiß ich! Wozu hätte ich denn mit heißem Bemühen römisches und deutsches Recht studiert? Aber was geht es mich an? Bin ich etwa ein alter Römer?“

„Nein, leider nein!“ rief Trude wütend.

„Warum leider?“

„Da könntest Du mich wenigstens nicht ärgern, weil Du schon lange tot wärst!“

Er zwirbelte an seinem Schnurrbart. „Sobald es meine beschränkten Mittel erlauben, werde ich mir einen Revolver kaufen —“ Ironisch verbeugte er sich dreimal. „Wie hat Dir übrigens die schöne Braut gefallen, süße Trude? Vorhin, als ich ihre Liebreizlosigkeit anstaunte, kam mir der frevelhafte Gedanke, wie gut Dir der weiße Schleier stehen müßte —“

„Mir? Mir? Du träumst wohl?“

„Ja, vorhin träumt' ich allerdings. Sehr schön und sehr unnütz.“

„Na! Du wolltest Dich nur der armen Lotte Spangenberg noch einmal in den Weg schieben, um ihr ins Gedächtnis zu rufen, daß sie Dich auch geliebt hat.“

„Auch, Rufschen? Wer liebt mich denn sonst noch?“

„Wer? Nun, alle! Das heißt, ich nicht. Die Anwesenden sind ja immer ausgenommen.“

„Oho! Das möcht' ich mir ausbitten. Ich habe meinen Neffen Felix von ganzem Herzen lieb! Dankt Euch doch nicht immer, Kinder! Laß die Trude gehen, komm herüber zu mir, Felix,“ beschwichtigte die Mutter. „So schlimm meint's der Troßkopf übrigens gar nicht.“

„Ich meine es noch viel schlimmer! Gar nicht zum Ausdrücken schlimm!“

Der junge Mann zog aus seiner Brusttasche ein Zeitungsblatt hervor.

„Stehe sofort zur Verfügung, Tantschen. Sieh' mal her, Trude. Da ist mir durch Zufall die letzte Lotterieliste in die Hand gekommen. Hast Du eigentlich nachgesehen, ob unsere Nummern gezogen sind?“

„Diesmal hatt' ich's vergessen. Im übrigen ist's ja doch zwecklos.“

Er faltete das Blatt auseinander und ließ den Zeigefinger die Zahlenkolonnen entlang laufen. „Hier die Nummer des Hauptgewinns kommt mir bekannt vor! 0302 2271 Eine böse Sieben war dabei, zwei Nullen ebenfalls. Wo hast Du die Lose, Trude?“

Das Mädchen war totenbleich geworden bei der Nennung der Zahl. Ihre Hände begannen zu zittern. „Im Schlafzimmer“, stotterte sie, „in meiner Kammode.“

„Ja, was ist Dir denn, Trude?“ rief Felix erschrocken aus.

Sie war bereits verschwunden.

Es dauerte eine geraume Zeit, ehe sie wieder zum Vorschein kam, die Lose schwenkend. Jetzt strahlten ihre Augen und ein rosiges Schimmer verklärte ihr Gesicht.

„Da,“ rief sie, „Dein Los hat gewonnen, Felix! Nun gehört Dir die Welt!“

„Mein lieber, lieber Junge!“ rief die gebrechliche alte Frau glückwünschend herüber.

Ein Rud ging durch die Glieder des Ueberraschten. „Es ist nicht möglich,“ stammelte er, und schickte sich an, die Nummer des Loses mit der des Hauptgewinnes zu vergleichen. Dann wendete er das Los um. „Aber mein Name steht nicht hier.“ Er trat zum Fenster und prüfte das Blättchen Papier. „Und hier ist eine Raßur ganz deutlich zu erkennen! Zeig' Dein Los her, Trude! Auch hier die Raßur! Ich selber hatte doch unsere Namen auf die Lose geschrieben zur Unterscheidung.“

„Ach bewahre“, mehrte das Mädchen ab. Ihre Bewegungen wurden zuckend, unbeholfen. „Das wirst Du wohl geträumt haben. Im übrigen ist's Deine Nummer, das weiß ich gewiß. So sperr' Dich doch nicht, alter Schmerndöter! Springe lieber bis zur Decke, und dann lauf' zum Zunftzerrat Coccius und halte um seine Nase an. Du bist ja nun kein armer Schlucker mehr.“

Felix stand da, dunkelrot, nach Atem ringend. „Trude,“ sagte er endlich mit zitternder Stimme. „Dein Los war das Gewinnlos! Du hast die Namen ausradiert, um mir das Geld zuzuwenden, — weil Du vermutest, daß ich die Nase Coccius liebe.“

Das Mädchen senkte den Kopf. Und Felix sprach weiter. „Meinst Du, ich hätte es nicht bemerkt, wie unter all den Dornen, die Du mir zuehrtest, die Rosen sproßten —“ seine Stimme wurde jetzt so leise, daß nur Trude sie vernahmen konnte, die knapp vor ihm stand — „und zuletzt die aller schönste, die Rose der Liebe? Trude, glaubst Du denn im Ernst, ich würde es leiden, daß Du Dich täglich mit 30 Rangen abplagst, wenn ich Dir und Deiner Mutter eine Versorgung zu bieten hätte? Deiner Mutter, die mich wie ihren Sohn gehalten hat, als ich mit zehn Jahren eine Waise wurde?“ Er biß sich auf die Lippen. „Nun bist Du reich, nun darf ich nicht um Dich werben.“

„Ich reich?“ Der alte Troß erhob sich in dem Mädchen. „Nicht einen Pfennig möcht' ich anrühren von dem Mammon. Ich müßte ja denken, Du wollest mein Geld —!“

Er fuhr zusammen. „Dies Wort trennt uns für immer!“ sagte er kalt und ernst.

Aber sie hing schon an seinem Halse, jubelnd, lachend, weinend. „Nicht lebendig kommt Du aus diesem Zimmer, wenn Du nicht feierlich gelobst, mich zu heiraten, Du, der reiche Felix v. Bredow, mich, die arme Trude Mertens! Denn das Geld ist Dein, Dein, Dein, Dein!“

Das Pfingstgeläut der Sebaldus-Glocken begann in diesem Augenblick zu ertönen, feierlich hallend und durch den Sonnenschein schwebte ihr Klang herüber in das enge Stübchen.

„Frühlingshochzeit,“ murmelte die Mutter, Freudenthränen in den Augen.



Auf ewig Dein! Von H. Koch.

Die Rivalen.

Roman aus dem Leben von Max Kempner-Hochstädt.

(Nachdruck verboten.)

Auf dem prächtigen Ball, den der dänische Generalkonsul alle Winter für seinen großen Bekanntenkreis regelmäßig veranstaltete, waren sie zum ersten Male einander gegenüber getreten. In diesem Gesimmer von unzähligen elektrischen Glühlämpchen, in dieser herrlichen Farbensymphonie von Spitzen, Sammet und rauschender Seide hatten die beiden Brüder zum ersten Male Gerda von Hedberg erblickt.

Die beiden Steinbrüder waren zwei der markantesten Figuren der hauptstädtischen Gesellschaft. Mit einem Unterschied von einer halben Stunde in diese beste aller Welten eingetreten, waren Renee und Roderich mit einander aufgewachsen, und je älter sie wurden, hatte sich bei ihnen eine frappante Lehnlichkeit herausgebildet, nicht nur in ihren Gesichtszügen und ihren Manieren, sondern auch in ihrem ganzen Fühlen und Denken.

Und diese seltene Harmonie bewirkte, daß man ihnen den ehrenvollen Beinamen „die Dioskuren“ gab. Nur in einem Punkte hatten sich ihre Meinungen geteilt, als sie nämlich zu derselben Zeit die Schule verlassen hatten, und es sich für sie darum handelte, den künftigen Lebensberuf zu wählen. Der Dheim, ein alter härtebiger Oberst außer Diensten, der nach dem rasch aufeinander folgenden Tode der Eltern ihr Vormund geworden war, stellte ihnen die Wahl vollständig anheim; Renee hatte sich entschlossen, Jura und Kameralia zu studieren, um sich später dem diplomatischen Dienste zu widmen, während Roderich das Zeug zu einem tüchtigen Arzte in sich zu fühlen vermeinte. Beide stürzten sich mit jugendlichem Feuereifer in ihre Studien, und Renee besuchte sogar fleißig das orientalische Seminar, wo er sich eifrig mit den afrikanischen Sprachen beschäftigte; denn er hegte eine besondere Vorliebe für den Kolonialdienst.

Die Brüder waren nicht allzu reichlich mit Glücksgütern gesegnet; sie sahen sich daher darauf angewiesen, sich mit eigener Kraft einen Weg durchs Leben zu bahnen, doch der Gedanke daran war durchaus nicht dazu angethan, sie zu entmutigen.

Roderich hatte sein Staatsexamen abgelegt, während Renee bereits zwei Jahre bei Gericht als Referendar gearbeitet hatte und nun in seiner Eigenschaft als Regierungsreferendar einer Abteilung des auswärtigen Amtes als Hilfsarbeiter zugeteilt war, als ihnen das Schicksal Gerda von Hedberg in den Weg führte. Die blonde Gerda mit dem entzückenden Kokofogebichtchen, das seltsam mit den schmachtenden, von laugen seidnen Wimpern beschatteten Augen kontrastierte.

An jenem Abend, da ihr die Brüder vorgestellt wurden, ließ Gerda ihren Blick mit Wohlgefallen auf den beiden jugendlichen Reden ruhen, und als die Geigen zu klingen begannen, da lehnte sie hingebungsvoll in Renees starkem Arm.

Fast den ganzen Abend tanzte sie abwechselnd nur mit Renee und Roderich, und saß sie auf ihrem Platz, so saßen sicher die Dioskuren neben ihr und eröffneten auf sie ein Kreuzfeuer von neckischen Bemerkungen.

Das Trifolium erregte bald die allgemeine Aufmerksamkeit; ironische Bemerkungen fielen und drangen schließlich bis zu den Ohren des alten Herrn von Hedberg, der in einem der Seitenzimmer bei seinem geliebten Tarok saß und gerade pagat ultimo gemacht hatte. Nach Beendigung des Spiels jedoch begab er sich gemessenen Schrittes in den Saal, um nach dem Töchterchen auszuschaun.

Herr von Hedberg galt allgemein als wohlhabender Gutsbesitzer und verbrachte alle Winter in der Residenz, wo er als Ersatz für die fehlende Mutter seine Tochter auf alle Feste als „Anstandsdame“ begleitete, wobei jedoch die Hoffnung auf ein kleines Spielchen nicht der geringste Antrieb war. Herr von Hedberg liebte sein Kind überaus zärtlich; nur etwas bereitete ihm Sorgen, und das war ihre nach seiner Meinung ganz unbegründete Abneigung vor der Ehe. Er hätte es gern gesehen, wenn sie einem jener glänzenden Kavaliere, die sein Haus eifrig besuchten, die Hand zum Bunde fürs Leben gereicht hätte.

Hedberg war von einem nicht geringen Adelsstolze beseelt, und die ruhmreiche Geschichte seiner Ahnen, wie auch die eigene imponierende Rolle, die er in der Crème der Gesellschaft spielte, dienten nicht dazu, diesen Stolz zu verringern. Vergeblich hatte er versucht, ihn auch seiner Gerda einzupflanzen. Durch allerlei moderne Lektüre war sie zu freieren Ansichten gelangt, die sie über diese aristokratischen Vorurteile hinwegsehen ließen, so daß er nicht ganz ohne Unrecht fürchtete, sie könnte eines schönen Tages bei der Wahl ihres zukünftigen „hinabsteigen“.

Aus diesem triftigen Grunde zog er ihrem Verkehr mit Bürgerlichen gern gewisse Grenzen.

Ziemlich reserviert nahm er daher die Vorstellung der beiden jungen Leute durch Gerda entgegen und erinnerte sie dann daran, daß es die höchste Zeit sei, aufzubrechen, da sie ja am nächsten Abend wieder zum russischen Botschafter eingeladen seien.

Ohne Gerdas Entgegnung abzuwarten, reichte er ihr den Arm und verabschiedete sich von Renee und Roderich mit einer kühlen Ver-

beugung. Doch Gerda rief ihnen mit anmutiger Droherie zu: „Sie sehen, wie streng Papa gegen mich ist. Doch ehe ich von hier fortgehe, drängt es mich, Ihnen zu sagen, daß ich mich selten so köstlich auf einem Balle amüsiert habe.“

„Aber Gerda!“ warf Herr von Hedberg vorwurfsvoll ein. „Aber Papa!“ entgegnete sie schelmisch. „Das kannst Du doch gar nicht beurteilen, Du sitzt doch beständig beim Tarok!“

Und schon war sie mit einer leichten Verneigung am Arme des hochragenden Vaters zur Thür hinausgeschlüpft, während ihr silberhelles, neckisches Lachen noch an ihr Ohr drang.

Plötzlich kam es den beiden Zurückbleibenden vor, als sei der Glanz der kristallinen Lustres erloschen, und mit einem leisen Seufzer blickten sie der herrlichen Erscheinung nach.

Dann schritten sie Arm in Arm durch die hohen schimmernden Säle, um sich endlich gelangweilt ebenfalls nach Hause zu trollen.

Seit jenem Tage war ihr Dasein in eine neue Phase gelangt. Ohne daß sie es wollten, drängte sich ein liebliches Antlitz mit blondem Haar zwischen alle ihre Träume und Gedanken, und einem Kundigen wäre es wohl bald klar geworden, daß hier der kleine Gott wieder einmal ein großes Unglück angerichtet habe.

Gerda hatte es mit ihrem harten Köpfschen bei ihrem Vater trotz seines Widerstrebens durchgesetzt, daß er zu dem Gesellschaftsabend, den er zwei Wochen später in seinem Hause veranstaltete, auch an die beiden Brüder Einladungen ergehen ließ.

Und so empfing sie sie an jenem Abend mit ihrem strahlendsten Lächeln, das fern von jeder Koletterie war, die beiden Brüder aber völlig aus dem Häuschen brachte. Sie standen, die von einer überirdischen Erscheinung geblendet, sprachlos, glückberauscht. Und keiner merkte etwas von den Empfindungen des andern. Sie hatten bisher ihre zärtlichen Gefühle tief in der tiefsten Kammer ihres Herzens verborgen, und so war ihnen entgangen, was der weibliche Scharfblick Gerdas schon längst ergründet hatte, daß sie, die Dioskuren, Rivalen geworden waren.

Gerda war gerade mit Renee in einer äußerst angeregten Unterhaltung begriffen, als Hedberg in Begleitung eines jungen Mannes von etwas erotischer Gesichtsfarbe auf sie mit den Worten zutrat:

„Liebe Gerda, hier stelle ich Dir den Sohn meines verstorbenen Jugendfreundes vor: Herr Gonzalez Baron Schneiders.“

Der junge Mann machte eine tadellose Verbeugung, indem er Gerdas Gestalt mit seinen nachtdunklen Augen überflog.

„Sie glauben gar nicht, gnädiges Fräulein,“ begann er mit klangvoller, sonorer Stimme, „wie groß meine Freude ist, das Haus eines Mannes betreten zu können, dem mein Vater so unjünglich viel verdankte.“

„Ich hoffe, es wird Ihnen bei uns gefallen,“ entgegnete sie. „Darf ich die Herren miteinander bekannt machen?“

„O, das ist wohl überflüssig!“ versetzte schnell der Baron, „wir kennen uns bereits.“

Renee schaute ihn prüfend an und forschte vergeblich in seiner Erinnerung. „Ich wüßte nicht!“ sagte er dann.

„Oho, erinnern Sie sich nur!“ meinte Baron Schneiders lachend. „Es ist jetzt ein halbes Jahr, daß wir im orientalischen Seminar nebeneinander saßen, und Sie so gütig waren, mir Ihre Schreibfeder zu leihen.“

Jetzt erinnerte sich auch Renee seiner. Sie hatten sich einander flüchtig vorgestellt, und wie das bei solcher Gelegenheit zugeht, Renee hatte den Namen seines Nachbarn nur undeutlich verstanden. Auch hatte sich dieser seitdem bedeutend verändert; im Gegensatz zu seinem damaligen glatten Gesicht umrahmte jetzt ein Vollbart Kinn und Wangen.

„Ich sehe, Sie erkennen mich jetzt,“ begann der Baron von neuem. „Unsere Wege sind seitdem ein wenig auseinander gegangen; Sie haben, wie ich höre, die diplomatische Laufbahn eingeschlagen, während ich — nun, mein Gott, ich — ich habe eine unglaubliche Sucht nach Abenteuer.“

„Das ist doch eine Sucht, die sich leicht befriedigen ließe,“ meinte Gerda.

Gonzalez warf ihr wieder einen seiner feurigen Blicke zu, als er entgegnete: „Nicht so leicht, wie Sie denken, mein gnädiges Fräulein, und in unseren zivilisierten Gegenden schon gar nicht. Die Zeit der Kondottiere ist auf immer vorbei — leider!“ fügte er mit komischer Melancholie hinzu.

„Nun, da Sie die afrikanischen Sprachen studiert haben,“ warf hier Renee ein, „so könnte es Ihnen meines Erachtens nicht schwer fallen, sich in den noch unerforschten Gebieten Afrikas beneidenswerte Vorbeeren zu erringen.“

„Caramba!“ rief der Baron wie elektrifiziert, „da haben Sie eigentlich Recht. Ihre Idee ist in der That nicht übel. Meinen Sie denn wirklich, daß es in dem schwarzen Erdteil noch etwas zu entdecken giebt?“

„Aber gar nicht!“ entgegnete Renee lächelnd.
„Zum Beispiel?“
„Zum Beispiel die zahlreichen Merkwürdigkeiten in der Landschaft Katanga.“
„Und worin sollen diese Merkwürdigkeiten bestehen?“ fragte Gerda interessiert.

„Es soll da gewisse unterirdische Tropfsteinhöhlen geben, in denen die Eingeborenen zu Kriegszzeiten sich Höhlen bauen, um ihre Familie und Habe gegen den Ueberfall des Feindes zu sichern. Es ist nicht ausgeschlossen, daß man in jenen Höhlen an den Abhängen der Mitumbaberge Spuren von der Existenz des vorgegeschichtlichen Menschen findet.“

„In der That, Sie eröffnen mir eine ganz herrliche Perspektive,“ frohlockte der Baron, „ich hätte wohl die Mittel, um aus eigener Kraft solche Expedition auszurüsten. Ich werde mir die Sache reiflich überlegen und sie dann mit Ihnen besprechen. Würden Sie eventuell mit von der Partie sein?“

„Ich muß für meine Person dankend ablehnen,“ versetzte Renee artig, „da mich mein Beruf an die Heimat fesselt.“

„Nur der Beruf?“ wollte Baron Schneiders mit einem schnellen Seitenblick auf Gerda ausrufen, doch er besann sich rechtzeitig.

In diesem Augenblick steuerte Roderich in sichtlich Aufregung mitten durch den Schwarm der Gäste auf sie zu.

„Darf ich auf einen Moment bitten, Renee?“ Er führte den verwunderten Bruder bei Seite. „Höre, Renee,“ sagte er leise, „ich muß Dich leider sofort verlassen.“

„Was ist geschehen?“ fragte der andere.

„Erschrick nicht, es wird ja hoffentlich nicht so schlimm sein. Soeben ist mir ein Telegramm vom Dunkel Oberst hierher nachgebracht worden; seine alten asthmatischen Anfälle zeigen sich in gefährlicher Weise wieder. In einer halben Stunde geht der Schnellzug nach Breslau, den will ich benutzen; leb wohl.“

„Halt, ich gehe mit Dir, Roderich!“

„Wozu? Du kannst ihm nicht helfen und regst ihn nur unnötig auf. Bleib nur ruhig hier, ich hoffe, die Gefahr, in der unser teurer Dunkel schwebt, beseitigen zu können.“

Mit diesen Worten begab er sich zu Gerda zurück, entschuldigte sein Fortgehen und küßte ihr seine Hand, indem er seine Lippen einen Moment innig auf dem schneeweißen Glace ruhen ließ, dann grüßte er noch den Baron flüchtig und eilte hinaus.

Renee war beklommen zu Mute; am liebsten wäre er mit dem Bruder mitgegangen.

Besorgt fragte ihn Gerda nach dem Grunde dieses plötzlichen Abschieds, und als er ihr denselben mitteilte und hinzusetzte, daß es sich um seinen Dunkel und Vormund, den Obersten Bregenz, handelte, rief sie: „Wie, der gute, alte Oberst Bregenz ist Ihr Dunkel? Unter dem hat ja mein Papa als Major gestanden, bevor er dem aktiven Dienste Valet sagte. O, wir kennen ihn sehr gut, Ihren Herrn Dunkel, und ich bitte Sie, uns von Zeit zu Zeit persönlich von seinem Gesundheitszustand zu unterrichten.“

Renee versprach es. Doch für heute war es mit seiner Laune vorbei. Nicht lange darauf empfahl er sich ebenfalls und begab sich in trüben Gedanken nach Hause.

Angstvoll erwartete er am nächsten und übernächsten Tage Nachrichten von Roderich, und als endlich eine Depesche von ihm eintraf, wagte er zuerst kaum, sie zu öffnen.

Roderich telegraphierte: „War schwerer Fall, geht jetzt etwas besser.“

„Gott sei Dank,“ murmelte er.

Plötzlich kam ihm Gerda in den Sinn.

„Oho,“ dachte er, „die ist doch auch so besorgt um Dunkels Zustand. Sie hat Dich beauftragt, ihr darüber zu berichten, Du hast also die moralische Verpflichtung, hinzugehen.“

Als er das Vorzimmer bei Hedbergs betrat, hörte er aus dem Salon die feierlich erhabenen Klänge der Es moll-Sonate.

Als die Jose ihn melden gegangen war, brach sofort die Musik ab, und Gerda trat ihm schon an der Thür entgegen. Sie kam ihm schöner und begehrenswerter vor als jemals.

„Sie bringen mir gewiß Nachrichten von Ihrem Dunkel,“ sagte sie herzlich, indem sie ihm die Hand entgegenstreckte.

Er berührte diese ehrfurchtsvoll mit seinen Lippen und entgegnete: „Sie haben es erraten, gnädiges Fräulein, und zwar sind es freudige. Dank dem schleunigen Eingriff meines Bruders hat sich sein Zustand wesentlich gebessert. Aber warum haben Sie, wenn ich fragen darf, Ihr Spiel bei meinem Kommen unterbrochen?“

„O, ich kann das auch zu anderer Zeit fortsetzen,“ entgegnete sie.

„Und wenn ich Sie nun bäte, sich nicht durch mich stören zu lassen?“

„Lieben Sie denn diese Musik?“

„Diese Musik?“ wiederholte er mit einem Anflug von Schwärmerei.

„Die Mondscheinsonate ist für mich die herrlichste Offenbarung des menschlichen Geistes.“

Sie sah ihn mit leuchtenden Augen an; diese jugendliche Begeisterung kleidete auch sein edles Antlitz zu gut.

„Nun, denn,“ sagte sie, „einem solch enthusiastischen Verehrer der Beethovenischen Muse darf ich nichts abschlagen!“

Sie ließ sich von neuem an dem prachtvollen Steinway nieder, und ihre feinen, schlanken Finger glitten über die Tasten.

Er hatte sich leise in einem an der Wand stehenden Sessel niedergelassen, so daß er ihr Profil betrachten konnte, und lauschte, das Haupt in die Hand gestützt.

Sie kam ihm wie eine überirdische Erscheinung vor, wie die verkörperte Muse der Tonkunst. Und als sie geendet hatte und sich nach ihm umwandte, da saß er noch immer in sich versunken. Auch sie wagte nicht, ihn anzureden; es war ihnen beiden, als könnten sie durch ein einziges Wort, durch einen Hauch ihres Mundes die heilige Stimmung zerstören, die ihre Herzen durchbebt.

Sie blickten sich eine Weile stumm in die Augen, bis der Eintritt der Jose diesem Zustand ein Ende machte. Sie meldete den Baron Schneiders.

Gerda sprang empor. Trotz ihrer kurzen Bekanntschaft besaß sie einen ihr unerklärlichen Widerwillen gegen diesen fremdartigen Mann, der sie mit seinen feurig düsteren Blicken fast verschlang. Gonzalez Baron Schneiders, der Sohn eines nach Spanien ausgewanderten, immens reichen Adligen und einer vornehmen Gräfin, zeigte sich als echter Kavaliere vom Scheitel bis zur Sohle, und seine schwächliche Gestalt steckte in einer Kleidung von tadelloser Eleganz. Und doch, in seinem Auge schien Gerda bisweilen etwas aufzublitzen, das sie schwer definieren konnte; vielleicht wie das phosphoreszierende Leuchten in dem Auge des Tigers, der sich zum Sprunge auf seinen Gegner niederduckt.

(Fortsetzung folgt.)

✻ Allerlei. ✻

Eine kindliche Unterhaltung scheint, wenn man dem „Daily Express“ glauben darf, unter den Diplomaten in Washington Mode geworden zu sein. Der Washingtoner Korrespondent des genannten Blattes schreibt darüber: „Baby-Gesellschaften sind jetzt hier in Washington an der Tagesordnung, und selbst die Diplomaten widmen sich der Sache mit Eifer. Bei einer solchen Gesellschaft, die am 23. März von Mr. und Mrs. Schall gegeben wurde, waren der persische Gesandte und Mitglieder der russischen, deutschen und spanischen Gesandtschaften zugegen. Die Mehrzahl der Teilnehmer waren wie Babys oder Kinder angezogen. Die Frauen trugen lange weiße Mouffelinkleider, die mit zartem farbigen Stoff unterlegt waren. Viele der Herren trugen ähnliche Kleider, was sich im Gegensatz zu ihren Schnurbärten und Bärten außerordentlich komisch ausnahm. Einige Herren weigerten sich jedoch, den üblichen Gesellschaftsanzug aufzugeben. Sie trugen lediglich zu diesem Anzuge Kindermützen. Besonders die männlichen Gesellschaftsteilnehmer ließen häufig Kindergeschrei hören. Sie wurden dann schnell durch Saugflaschen, die mit Champagner gefüllt waren, beruhigt. Die Damen trugen bunte Körbchen, die mit leuchtenden Blumen geschmückt waren und Puppen, Anaren, wollene Hündchen und Käzchen, sowie rosige Schweinchen enthielten.“

Reintiere in Alaska. Als zu Anfang des vorigen Jahrzehnts die Goldfunde in Alaska ganze Scharen von Goldsuchern nach diesem arktischen Gebiete lockten, wurde der Mangel an Transportmitteln immer drückender. Hunde hatten sich zur Aufrechterhaltung des Verkehrs völlig unzulänglich erwiesen, was aber wohl nur dem Mangel an geeigneten Tieren zuzuschreiben ist, denn gute Polarchunde haben sich stets als ein vorzügliches Zugmaterial bewährt. Da man jedoch in dem schwierigen, gebirgigen Gelände vorzugsweise auf Zugtiere angewiesen ist, führten die Vereinigten Staaten im Jahre 1892 843 Reintiere ein, und es zeigte sich 1898, daß sich die Herden bis zu diesem Zeitpunkt auf 2062 Stück ver-

mehrt hatten. Die Zahl wäre sogar noch bedeutend größer, wenn nicht zahlreiche Tiere zu Nahrungszwecken geschlachtet worden wären. Von ihrer schnellen Zunahme zeugt u. a. der Umstand, daß sich eine Herde von 20 männlichen und 80 weiblichen Reintieren im Laufe von 5 Jahren auf 578 Stück vermehrte. Die Lappländer, die mit den angekauften Herden aus Norwegen mit herüberkamen und die Aufgabe hatten, die Einwohner Alaskas in der Behandlung der Reintiere zu unterweisen, erhielten einen monatlichen Lohn von 30 bis 40 Dollars, zum Teil auch noch Beköstigung und Bekleidungsstücke. Bei so günstigen Bedingungen fühlten sich denn auch die Lappländer bewogen, im Lande zu bleiben und das amerikanische Bürgerrecht nachzusuchen. Im Jahre 1898 erhielten nicht weniger als 115 Norweger von amerikanischen Agenten Angebote, sich in Alaska anzusiedeln, und ein Teil derselben wird längs des großen Yukonstromes verteilt werden, um hier den Postverkehr mittels Reintiere zu unterhalten. Der Versuch ist um so interessanter, als die Reintiere auf der skandinavischen Halbinsel in den letzten Jahren so bedeutend abnehmen, daß auch die Zahl der Nomaden, der wandernden Lappländer, immer mehr zusammensinkt. Die Verbreitung der nützlichen Tiere erstreckt sich auf das ganze nördliche Europa und bildet die einzige Daseinsberechtigung aller nomadischer Stämme, der Lappländer, Samojden usw. Sie sind echte Polartiere, abgehärtet und genügsam. Ihren Besitzern, den Nomaden, dienen sie als Beförderungsmittel und außerdem liefern sie den Nomaden alles, was diese an Kleidung und Nahrung gebrauchen. In Norwegen erstreckt sich ihre Ausbreitung über einen Gebirgsgürtel von 1000—2000 Meter Höhe. Ihre Nahrung besteht im Sommer aus verschiedenen Gebirgspflanzen, im Winter aus Reintiermoos, das sie unter dem Schnee zu finden wissen. Wie nun ihre große und schnelle Vermehrung in Alaska zeigt, fehlt es also auch dort nicht an geeigneter Nahrung, und unter solchen Umständen ist den Einwohnern jener öden Gebiete eine wichtige Hilfe im Kampf ums Dasein entstanden.

Unsere Bilder.

Die Erdbebenkatastrophe im östlichen Kaukasus. Am 13. Februar wurde das östliche Kaukasien von einem Erdbeben heimgesucht, das von der Stadt Tiflis östlich bis zum Kaspischen Meer und vom Nordabhang des Kaukasus bis in das nördliche Persien bemerkbar war und in vielen Städten und Dörfern Schaden anrichtete. In furchtbarer Weise wurden jedoch die Stadt Schemacha und ihre Umgebung betroffen. Die Stadt mit etwa 25 000 Einwohnern und neun Dörfern wurden im Verlaufe von wenigen Minuten völlig zerstört und Tausende von Menschen unter den Trümmern begraben. Das Bild der Zerstörung ist grauenerregend. Das Steueramt liegt in Trümmern, die Kuppel der russischen Kirche stürzte ein, die sieben Moscheen der Stadt sind vernichtet und selbst die 800 Jahre alte Hauptmoschee, die schon so manchem Erdbeben Trotz geboten, mußte diesmal dem starken Anprall weichen. Man schätzt die Zahl der Toten in der Stadt allein auf 6000 bis 8000, darunter hauptsächlich mohammedanische Frauen und Kinder. Dies erklärt sich daraus, daß der 13. Februar gerade ein Tag war, an dem die Frauen nach mohammedanischer Sitte die Bäder besuchen; in den zwölf Bädern der Stadt befanden sich zur Zeit der Katastrophe etwa 2000 Frauen und Kinder. Die Gouvernementsregierung entsandte sofort eine Abteilung Sappeure und ein Bataillon Jäger, sowie eine ganze Anzahl Aertze an Ort und Stelle, doch ging die Bergung der Leichen infolge der schmalen, durch den Schutt gesperrten Straßen sowie der häufigen Erdstöße nur langsam vorwärts. Im Zeitraume von fünf Tagen konnten erst 2200 Leichen geborgen werden. Der Zar spendete 150 000 Rubel für die Unglücklichen; in allen russischen Städten sind Kollekten eingeleitet worden. 126 Ortschaften mit 9084 Häusern wurden betroffen.

Gemeinnütziges.

Rostschutzmittel. Metallgegenstände werden vor Rost durch folgendes Verfahren geschützt: 125 Gramm reines Schweinefett werden schnell geschmolzen, mit 20 Gramm Kampfer und etwas Graphit vermischt und mit der so erhaltenen Pflanzöl die blankgeputzten Gegenstände eingerieben. Nach vierundzwanzig Stunden kann die Masse entfernt werden.

Korkstöpsel zu verbessern. Man tauche die Stöpsel in eine Mischung von zwei Teilen weißem Wachs und einem Teil Rindstalg, beides zusammen geschmolzen, und trockne sie unmittelbar im Ofen auf einer eisernen Platte. Wiederholt man dies zweimal, so kann man mit diesen Stöpseln Wein und dergleichen aufbewahren, ohne daß er einen unangenehmen Geschmack davon bekommt.

Natürliche Neue.

Die Mutter hatte dem kleinen Maxl eine Straßpredigt gehalten, weil er dem Nachbar Äpfel gestohlen. Nach einer Weile, wie die Mutter einmal wieder ins Zimmer tritt, sitzt Maxl in der Ecke und weint heftig. „Nun, siehst Du Dein Unrecht ein?“ fragt ihn die Mutter begütigend. „Ach ja!“ schluchzt Maxl, „ich habe jetzt furchtbare Leibes-schmerzen!“

Ein Nörgler aus Passion.

Fremder: „Der alte Herr Rat hat wohl an allem was anzusetzen?“

Wirt: „Ich sag' Ihnen, wenn der kein Haar in der Suppe findet, schmeckt ihm's Essen nicht.“

Bedenklicher Beweis.

Köchin: „Heute vor einem Jahr hatten wir den ersten Spargel, Madam!“

Madam: „Woher wissen Sie das noch so genau?“

Köchin: „Mein Bräutigam hat's eben in seinem Tagebuch nachgeschlagen!“

Tragisch.

Junge Frau (zu ihrer Freundin): „Ich sag' Dir, mein Mann ist von einer Rücksichtslosigkeit, mit einem Blick überschaut er eine ganze Straße, in der Juweliere sind, und biegt in eine andere ein!“

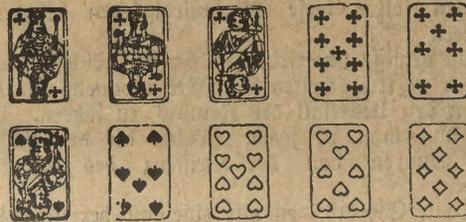
Lustiges. Aufgefressen.



„Denken Sie, Herr Förster, gestern habe ich im Walde etwas gefunden, bei dessen Anblick jedes Jägerherz aufgejauchzt hätte!“
 „Ach, was denn? — Wohl 'nen Sprung Reh?“
 „Nein! — 'ne große volle Feldflasche!“

Nachtsch.

1. Stataufgabe.



Vorhand hat bereits in drei Runden kein Spiel gemacht und spielt darum, als Mittelhand, die in ihren Karten 78 Augen hat, auf Grand reizt, mit obigen Karten Null-ouvert.

Das Spiel wird gewonnen. Hinterhand hat viermal Coeur. Wie sind die Karten verteilt und wie ist der Gang des Spiels.

2. Zahlenrätsel.

- | | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|----------------------|------------------------|--------------------------------|--|
| 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | 6 | 7 | 8 | 9 | Person aus dem Nibelungenlied. |
| 2 | 5 | 9 | 6 | 4 | 1 | 3 | 4 | 8 | ehemalige Vereinigung deutscher Staaten. |
| 3 | 4 | 2 | 3 | 5 | 9 | Teil der Taschenuhr. | | | |
| 4 | 9 | 2 | 9 | 6 | 8 | 9 | 4 | Wesen der griechischen Mythie. | |
| 5 | 9 | 1 | 2 | 6 | 8 | 9 | 4 | Inseln bei Großbritannien. | |
| 6 | 4 | 8 | 6 | 9 | 4 | Land in Asien. | | | |
| 7 | 6 | 4 | 8 | 4 | 9 | 2 | deutscher Dichter. | | |
| 8 | 3 | 4 | 9 | 8 | 6 | 4 | Stadt auf Neu-Seeland. | | |
| 9 | 2 | 8 | 1 | 9 | 9 | 2 | 9 | Wald- und Gartenfrucht. | |

Die Anfangsbuchstaben der Wörter ergeben das Wort der ersten Bezeichnung.

3. Rätsel.

Die ersten sind viel bunte Blätter,
 Die dritte ist bald groß, bald klein,
 Das Ganze ist ein Luftgebäude
 Und stürzt, vom Hauch getroffen, ein.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Fingerringesprung.

Aus lichter Morgennebel Hülle
 Wie lieblich ist der Tag erwacht!
 Rings liegt die Welt in Sabbathfülle
 Und blüht vom Tau der Frühlingsnacht.

2. Weibeskule, Leopardi, Diagnose, Segovia, Aphrodite, Terzalli, Simonade, Demerara, Ramayana, Nagasaki, Kiusiu, Mlecevic.

3. Bahn, Bahn, Bahn.

D goldner Tag! o Fingerringesprung!
 Wie senkst Du tief dich in mein Herz
 Und hebst mit heil'ger Kraft aufs neue
 All mein Empfinden himmelwärts!

Auch ein Trinkgeldzwang.

Gast (für sich): „An dem einen Glase Bier hätte ich eigentlich für jetzt genug, aber zehn Pfennige Trinkgeld!“

„Nein, das schmerzt, da trinke ich lieber noch ein Glas!“

Anzüglich.

Herr: „Was sagte die Dame, als Sie mein Geschenk abgaben? Ahnte sie, wer der Absender sei?“

Diener: „O ja; denn sie sagte gleich: ‚Das sieht dem ähnlich!‘“

Fruchtlose Drohung.

Mutter (zur Tochter): „Wenn Du noch ein einziges Mal ausgehst, ohne mich um Erlaubnis zu fragen, dann kannst Du was erleben!“

Tochter: „Das ist es ja gerade, was ich will, Mutter: einmal was erleben.“

Verfrüht.

Als Se. Durchlaucht, nach beendetem Besuch einer kleinen Schwarzwaldbstadt, dem dortigen Schultheiß im Festsaale die Hand zum Abschied reichen wollte, wies dieser dieselbe zurück: „Nex, nex, Durchlaucht!“ sagt er, „i' konni' no' uf da Banhof!“

Menschlichkeit.

„Was, Du heiratest noch immer nicht?“

„Nein, meine Gläubiger sind sehr rücksichtsvoll!“